

dtv

Eher unfreiwillig verbringt Matthias seine Sommerferien auf Sylt. Er besucht seinen jüngeren Bruder, der dort in einem Heim lebt und mit niemandem spricht. Doch der Urlaub nimmt eine unerwartete Wendung, als Matthias die Betreuerin seines Bruders kennenlernt und sich in sie verliebt. Marta allerdings nimmt ihn zunächst nicht wahr. Erst als sie sich Jahre später an einer Berliner Universität wiedertreffen, kommt Matthias seiner Jugendliebe nahe. Sie führt ihn in Studentenkreise ein, die einer radikalen Gruppierung angehören. Matthias lässt sich auf Marta und ihre Überzeugungen ein, ignoriert Vorzeichen und widerstreitende Gefühle. Was Martas Absichten sind, wird ihm erst klar, als es zu spät ist. Michael Wildenhains intensiver, spannender Roman über Liebe, Familie und Verrat stellt die Frage nach der Macht von politischen Überzeugungen und dem Sinn moralischen Handelns.

Michael Wildenhain ist 1958 in Berlin geboren, wo er auch heute lebt. Nach einem Philosophie- und Informatikstudium engagierte er sich in der Hausbesetzerszene – Stoff u. a. für seine ersten literarischen Publikationen. Michael Wildenhain veröffentlichte mehrere Romane, Theaterstücke sowie Gedichtbände und wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Alfred-Döblin-Preis, dem Ernst-Willner-Preis, dem Stipendium der Villa Massimo und dem Kunstpreis Literatur 2016. Zuletzt erschienen die Romane ›Russisch Brot‹ (2005) und ›Träumer des Absoluten‹ (2008), zudem ein Auswahlband seiner Theaterstücke. ›Das Lächeln der Alligatoren‹ war 2015 für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert.

Michael Wildenhain

Das Lächeln
der Alligatoren

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Klett-Cotta Verlags
© 2015 Klett-Cotta – J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von
Rothfos & Gabler unter Verwendung eines Fotos von
plainpicture/Marie Docher
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
(Satz nach einer Vorlage des Klett-Cotta Verlags)
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14539-8

*Es sind die Faulen und Unfähigen,
die die Welt als Chaos erleben.*

– Per Olov Enquist

Als ich neben meinem toten Vater stehe und mir die Stille nach dem Schlag der Haustür bewusst wird, schließe ich die Augen.

In dem Gefühl, was mir passiere, geschehe nicht wirklich, wie taub, als sei ich nicht nur ohne Gehör, sondern auch ohne Geschmacks- oder Geruchssinn und gleite durch eine Welt aus Watte, taste ich mich vor bis zum Schreibtisch und setze mich in den Armstuhl.

Sobald ich die Augen öffne, wird der Fleck neben dem Haar meines Vaters schwarz wirken, die Lache auf dem Parkettfußboden seines Arbeitszimmers im geringen Licht der Straßenbeleuchtung glänzen.

Erneut sehe ich die Bewegung der Lippen, als ihm die Waffe an den Kopf gesetzt wird.

»Das ist für dich, du Schwein.«

TEIL I

der Junge

Als der Junge ihr das nächste Mal begegnet, spät nachmittags am Strand bei ablaufendem Wasser, trägt er vorsorglich das Fernglas des Vermieters bei sich. Befestigt an einem Lederriemen hängt es ihm seitlich um Schulter und Hals.

Niemand weiß, dass er sich davongeschlichen hat.

Davongestohlen, denkt er, aber es kümmert ihn nicht. Keiner ahnt, dass er in den Dünen darauf hofft, sie in der Anlage beobachten zu können.

Wenn sie vor die Tür tritt, um zu rauchen.

Und wie sie dann im Rahmen lehnt, unter dem Sturz, ein Wort seines Vaters, an den er sich kaum erinnert, um auf ihre Freundin zu warten.

Dort lehnt, sobald ihre Schicht beendet ist. Lässig und als ahne sie, dass der Junge in seinem Versteck ausharrt, bis ihre Arbeit endet. Eine Arbeit, die keine richtige Arbeit ist, die sie nur während der Ferien verrichtet – mit Peggy.

Sowie mit einigen anderen, immer im Wechsel, jeden Tag: die Aufsicht über den Bruder und dessen seltsame Gefährten in Haus vier.

Warum bin ich nicht erwachsen, denkt der Junge. Oder wenigstens sechzehn.

Drei Jahre ist sie älter als er, drei Jahre und zwei Monate, gestern hat sie ihren Geburtstag gefeiert, mit ihrer Freundin, den achtzehnten, beide betrunken und nackt.

Niemand wird ihn hier bemerken, schon gar nicht seine

Mutter, keinem wird seine Abwesenheit im Urlaubsquartier auffallen. Denn seine Mutter, die in der Unterkunft schläft, die beinahe immer schläft, seit sie hier eingetroffen sind, seine Mutter wähnt ihn in der verbilligten Vorstellung des Zirkus oben im Ort.

Zirkus, denkt der Junge, Kinderkacke. Wär was für meinen Bruder. Wenn er nicht so wäre wie alle in Haus vier.

Der Junge schluckt trocken. Spürt das unguete Gefühl, das er nicht unterdrücken kann, wenn ihn irgendetwas an seinen Bruder erinnert.

Nachmittags hat er sie, die Betreuerin des Bruders, schon mehrfach beobachtet. Meist mit Peggy. Peggy, die immer wild, oft ungepflegt aussieht – inzwischen weiß er, wann die Schicht der beiden ungefähr endet.

Auch frühmorgens hat er sie beobachten wollen, vor Tagesanbruch. Vielleicht beim Duschen, beim Baden im Meer, während seine Mutter noch schläft und er sich ausrechnen kann, dass das Frühstück erst in einer Stunde von der Schwester des Vermieters aufgetragen wird, alte Schachtel. Dann würde der Junge im noch nächtlich kühlen Sand der dunklen Dünen kauern, fast unsichtbar zwischen Strandhafer und dem Heckenrosengesträuch mit den feinen, bösartigen Dornen, das so dicht ist, dass niemand sich hindurchzwängen kann.

Sich auf die Finger- und Zehenspitzen heben, wie beim Training im Turnverein. Keinen Ast berühren, der in der Dämmerung knacken und ihn verraten könnte.

Peggy treibt keinen Sport. Peggy raucht, unentwegt. Peggy riecht nach dem Rauch, dem Bier, das sie trinkt. Peggys Haare sind struppig, manchmal voller Farbe. Ihre Haut ist unrein. In den Mundwinkeln, neben der Nase wächst Schorf. Trotzdem

kann er den Blick kaum von ihr wenden. Obwohl sie die Tabakkrümel der selbstgedrehten Zigaretten, nachdem sie den Rotz aus dem Hals geholt hat, vor sich auf den Gehweg spuckt. Oder seitlich in den hellen Sand.

Marta hingegen läuft.

Sie läuft an der Wasserlinie entlang, spätnachmittags, bei ablaufender See und trotz der Zigarette nach der Arbeit.

Er hat auf sie gewartet. Und da ist sie.

Barfuß taucht sie hinter der Hütte und dem Turm des DLRG-Teams auf, das heute, weil es geregnet hat und zu kalt zum Baden ist, keinen Dienst versieht. Biegt um das Boot, das seit dem Winter dort liegt und im Salzwind verrottet. Trägt eine lange Leinenhose und ein weißes T-Shirt, durch dessen Stoff, der Junge hebt das Fernglas an die Augen, ihre sonnengebräunte Haut schimmert, das Licht des späten Nachmittags ist sonderbar diffus.

Streiflicht, ein Wort seines Vaters.

Der Vermieter wird den Verlust des Fernglases nicht vor dem Abend bemerken, und dann wird der Junge zurück sein.

Wird rechtzeitig zurück sein, im Quartier, bevor der Abendbrottisch gedeckt ist, bevor seine Mutter, die schläft und schläft und nur seinen Bruder manchmal besucht und die ihn zwingen wird, sie zu begleiten, immer soll er dabei sein, wieder wach wird.

Als Älterer mit dem Jüngeren spielen. »Ist schließlich dein Bruder.«

Als ob man mit ihm spielen könnte. Nur Klötze kann man mit ihm stapeln. Eigentlich bloß sortieren, ordnen, alles soll geordnet werden, Tag für Tag, aber ich muss sie begleiten, meine Mutter, zu meinem Bruder und dessen Betreuerin.

Marta, die anders wirkt als meine Mutter auf ihren Mädchen-

fotos, als sie noch Zöpfe trug. Meine meist schlafende Mutter, die nie ein Mädchen gewesen sein kann, die niemals jung gewesen ist, auf allen Fotos wirkt sie alt, älter als sie gewesen sein mag. Liegt an ihrer Krankheit, an meinem Bruder, oder an meinem Vater, der weggegangen ist. Am Ende eines Streits sagt meine Mutter oft, ich sei wie mein Vater, schlimmer.

Als mein Bruder klein war, sind wir beide, mein Vater und ich, allein durch die Gegend gezogen. Wir haben Fußball gespielt, und häufig hat er mich am Abend zu einem Eis eingeladen. Wir sind nach Hause gekommen, und meine Mutter hat vom Balkon aus nach uns gewunken. Hat meinen Bruder hochgehoben, damit er über die Balkonbrüstung schauen, uns mit seinen kurzen Armen entgegenwinken kann. Wir sind die Treppen hochgestiegen, ich habe den Ball getragen, mein Vater hat mir mit der Hand durchs Haar gestrichen, wir haben einander angeblickt, einander zugelächelt, in dem Gefühl, gemeinsam etwas erlebt zu haben. Beim Abendbrot hat mein Vater geschwiegen, ein Schweigen, das meinen Bericht vom Fußballspiel mit einer Aufmerksamkeit begleitet hat, die ich noch heute spüre, nach Jahrzehnten. Jede Szene unseres Spiels habe ich ausführlich geschildert, während mein kleiner Bruder an seiner Streichkäsestulle gekaut, mir mit großen Augen gelauscht und mich unverwandt angesehen hat. Meine Mutter, die kein Mädchen mehr gewesen ist, vielleicht nie eines war und jedenfalls beim Abendbrot nur meine Mutter sein sollte, hat mir eine weitere Schnitte mit Margarine, mit Käse bestrichen, langsam, versonnen, und hat mir zugehört. Mein Bruder hat aus Brot eine Kugel geformt und sie, unbeachtet von unseren Eltern, in seiner Tasse mit dem Hagebuttentee versenkt.

Marta.

Würde ich Marta, die plötzlich stoppt, die innehält, indem sie den rechten Fuß in den Sand rammt, in den vom ablaufenden Wasser nassen und fest gepressten Sand, würde ich Marta als Mädchen bezeichnen? Bezeichnen wie die Mädchen meiner Klasse?

Wenn sie mich entdeckt, bin ich verloren.

Hier in den Dünen entdeckt, mit einem Fernglas.

Sie beginnt, ihre Hände und Unterarme langsam und rhythmisch zu bewegen, geht dabei in die Knie, ihre Schenkel spannen die weiße Leinenhose, unter dem T-Shirt kann ich, wenn ich das Fernglas scharf genug stelle, die Kontur ihres Oberkörpers erkennen.

Meine Mutter im Bad. Scheußlicher Anblick.

Ein wunderbares Gerät, das Fernglas. »Kurz vor dem Krieg«, dem Vermieter schwillt jedes Mal vor Stolz die Stimme, »Optik Carl Zeiss Jena, gibt es heute drüben, da in der SBZ so gar nicht mehr.«

Was tue ich hier, denkt der Junge.

Sein Glied reibt steif und unbequem am Reißverschluss der Hose.

Der Junge senkt den Blick und nach kurzem Zögern dreht er das Glas und sieht Marta fern vorm Saum der Nordsee, klein in der Nähe eines Gestells für die Netze der Fischer, das Wasser eine Fläche ohne Wellen, ohne weiße, in Flocken hoch zerspließende Gischt.

Eine Ferieninsel, auf der Urlaub zu machen ihn seine Freunde in der Schule beneiden würden. Er beneidet sich nicht.

Wieder hält sie inne.

Ihre Hand fährt vor und schlägt nach etwas Unsichtbarem, das ihr Gesichtsfeld durchquert.

Hastig dreht der Junge das Glas. Hebt es vor seine Augen. Stellt das Okular mit dem geriffelten Rad aus Messing scharf. Der Geruch des Metalls haftet an der Haut. Noch schärfer. Sieht, dass sie sich nach einem Gegenstand bückt, der vor ihrem linken Fuß im Sand liegt, zwischen angespülten Muscheln, Resten Tangs. Spürt nicht, dass Dornen eines vertrockneten Ginsterzweigs die Haut am rechten Knie ritzen. Merkt nicht, dass er angespannt auf die Lippen beißt.

Sie hält ein Tier in der Hand, eine Wespe, gewiss eine Wespe: Optik Carl Zeiss Jena, neunzehn achtunddreißig.

Sie drückt den Leib der Wespe mit Daumen und Zeigefinger zusammen, sodass der Stachel, den man beim besten Willen, trotz makellosen Okulars, unmöglich erkennen kann, die Finger nicht gefährdet.

Sie betrachtet die Wespe.

Auch der Junge hat zu Hause Insekten unter dem Mikroskop auf einem Träger befestigt und ihre seltsamen Augen, die Fühlerpaare und Beißwerkzeuge mit Ausdauer studiert. Der Junge interessiert sich für die Erscheinungen der Natur, und seine Mutter hat ihm vom verbliebenen Geld des Vaters ein Mikroskop gekauft.

»Mein Forscher«, sagt sie manchmal.

Jedes Mal ist der Junge froh, dass niemand den Satz hört.

Die Füße umspült vom ablaufenden Wasser betrachtet Marta die Wespe, deren Kopf und Augen, deren Beißwerkzeuge, die im Vergleich zu den menschlichen Zähnen nicht sonderlich groß und furchteinflößend sind.

Sie beißt der Wespe den Kopf ab. Sie spuckt den Kopf auf eine Qualle, bläulich schimmernd. Sie schnippt den Rumpf der Wespe, den nutzlos gewordenen Stachel ins Wasser der Nordsee.

Dann läuft sie mit federnden Schritten am Ufer entlang, entfernt sich, während der Junge, der das Glas neben sich ablegt, ein undeutliches Mitleid mit dem Tier empfindet.

Einer Wespe, gewiss einer Wespe. Schon nach wenigen Minuten, die er im Versteck in den Dünen ausharrt, kann der Junge nicht mehr entscheiden, ob, was er meint gesehen zu haben, wirklich geschehen ist.

vielleicht

Vielleicht ist es falsch, sich zu erinnern – sich zu erinnern, um zu verstehen und dem Geschehen im Nachhinein einen Sinn zu geben. Vielleicht ist es richtig, was sie am Ende zu mir gesagt hat: du denkst auf andere Weise als ich und daher bist du der Meinung, ich hätte dich benutzt. Aber wie viel schwerer wiegen die Verbrechen, die wir bestraft haben?

Und vielleicht stimmt es, was einige Wissenschaftler behaupten: dass wir eine fremde Intelligenz nicht als solche erkennen könnten. Denn Intelligenz heißt: Menschsein, und Menschsein heißt Intelligenz. Und vielleicht verhält es sich mit einer Moral, die gegen eine andere fremd ist, ähnlich.

Vielleicht wäre es nötig, alles erneut zu erleben: schneller – oder langsamer und jedenfalls, als sei es wieder das erste Mal.

auf Sylt

In dem Jahr, in dem ich fünfzehn werde, verbringe ich mit meiner Mutter drei Wochen des Sommers auf Sylt.

Ein Urlaub, den wir uns eigentlich nicht leisten können und dessen Grund mir nicht behagt. Ein Grund, der mich dem Antritt der Reise nicht wie gewöhnlich entgegenfiebern lässt, sondern mir die Ferien schon vor Beginn verdirbt: auf Sylt lebt mein jüngerer Bruder, der die letzten Jahre in verschiedenen Heimen verbracht hat und der vor kurzem in die Einrichtung auf der Nordseeinsel verlegt worden ist. Eine Pflagestätte, die von der Arbeiterwohlfahrt betrieben werde und ein besonderes Konzept verfolge, das für meinen Bruder, immer wieder höre ich die Sätze meiner Mutter, endlich gut und überhaupt sehr vernünftig sei.

Ich glaube ihr nicht. Aber ich behalte meinen Zweifel für mich.

Mein Vater begleitet uns nicht, denn meine Eltern haben seit Jahren kaum noch etwas miteinander zu tun. Auch ich sehe meinen Vater selten. Seitdem ich das Gymnasium besuche, seit zwei Jahren, sehe ich ihn so selten, dass es mir wenige Stunden nach unseren Treffen schwerfällt, mich an sein Aussehen zu erinnern. Jedes Mal wieder erschrecke ich, wie alt er inzwischen geworden ist oder wie alt er mir mittlerweile vorkommt.

Umso besser erinnere ich mich an den Vater meiner Kindheit.

An einen Vater, der jung war, der mir jünger als meine Mutter erschien, der mit mir und meinem Bruder die letzten Trümmergrundstücke in Berlin erkundete, der mit uns, obwohl mein Bruder noch klein gewesen ist, Fußball spielte, ohne dass es Streit gab.

Der mir bald das Roller- und Fahrradfahren beibrachte, mit mir Ausflüge bis in die hintersten Winkel Westberlins unternahm. Meine Mutter begleitete uns beide nie – »macht mal, Männer«, so oder ähnlich verabschiedete sie uns zu unseren Ausflügen am Wochenende, während sie mit meinem jüngeren Bruder zu Hause blieb, um mit ihm *Malefiz* oder *Mensch-ärgere-dich-nicht* zu spielen: mein Bruder, der mit drei und vier Jahren rechnen konnte wie andere Kinder nicht in der ersten oder zweiten Klasse.

Kaum mit meinem Vater auf dem Absatz im Treppenhaus, war mir nie klar, ob ich die Spur eines schlechten Gewissens zu Recht verspürte, wenn die Vorfreude auf das nächste Abenteuer mich bis in die Fingerspitzen füllte, und ob das Lächeln meiner Mutter doch nicht melancholisch, sondern froh und herzlich war. Und die Empfindung, winzige Eintrübung der Ausflüge, verflog ja sowieso, sobald sich die Wohnungstür hinter uns schloss, meine Mutter mit dem Riegel abspernte, um zu meinem Bruder, der das Spielbrett längst aufgebaut hatte, dem Spiel entgegenhoffte, ins Wohnzimmer zu gehen.

Ungern und dennoch deutlich erinnere ich mich an einen Vater, der den Zustand meines Bruders später nicht mehr ertragen konnte und uns verlassen hat. Ich wäre ihm gern gefolgt.

Meine Mutter vermeidet es seither, ihn im Gespräch zu erwähnen. Nur wenn wir streiten, führt sie ihn gegen mich an.

Auf Sylt sind wir in einem Quartier untergebracht, das eine